

## Aus dem Inhalt:

Achtet auf die Lichtzeichen!  
– Worte an unsere Konfirmanden

Mütterlichkeit  
– Gedanken zum Muttertag

Vor 100 Jahren

Aus unserer Bücherei

TREFFPUNKT  
Gemeindemitteilungen

# Achtet auf die Lichtzeichen!

Wolfgang Blaich

## Worte der Wegweisung für unsere Konfirmanden

Wie wird mein weiterer Lebensweg aussehen? Wo liegt der Sinn und das Ziel meines Lebens? – So und ähnlich fragt man nicht nur im Alter des jungen Erwachsenen, sondern immer wieder im Leben, besonders dann, wenn etwas abgeschlossen wurde und ein neuer Lebensabschnitt beginnt. Für euch, liebe Konfirmanden, ist die Konfirmation ein solcher neuer Abschnitt, und deshalb wollen wir die Frage nach eurem weiteren Lebensweg hier stellen. Was wird kommen? Was erwartet euch? Wer geht mit euch?

Was die Zukunft bringt, weiß keiner von uns – da sind wir Älteren euch in nichts voraus. Was wir euch aber auf euren Weg zu bedenken mitgeben können, ist die Erfahrung, daß die Zukunft immer schon heute beginnt.

In den Steinboden einer bekannten Kathedrale ist der Grundriß eines Labyrinths eingefügt. Es hat den Durchmesser von etwa zwölf einhalb Metern, wenn man aber den ganzen Weg durch das Labyrinth zurücklegt, muß man über dreihundert Meter weit gehen. Was nah und schnell erreichbar scheint, erweist sich schwieriger und beschwerlicher, als man anfänglich glaubte.

Das dargestellte Labyrinth ist ein Symbol für das Leben, für das Suchen des Menschen nach dem Sinn, nach sich selbst, ein Symbol für die vielfältigen Wege des Suchens, Erkennens und Probierens, die unser Leben kennzeichnen. Wer sind wir? Woher kommen wir? Wohin gehen wir? Was erwartet uns?

Laßt uns das Labyrinth einmal betreten und ein Stück weit miteinander gehen. Denn um zur Mitte zu kommen, um sich selbst zu finden, muß man aufbrechen, sich auf den Weg machen, sich verändern.

In jungen Jahren scheint der Weg des Labyrinthes immer geradeaus zu gehen. Wir meinen auch, alles müsse und werde glatt verlaufen. Wir machen vielleicht den einen oder anderen Schlenker nach rechts oder nach links, doch dann sind wir wieder auf dem Weg. Doch wir kommen unserem Ziel nicht viel näher. Die Mitte ist greifbar nahe, doch wir umkreisen sie nur und können sie nicht erreichen. Wir kommen nur immer tiefer in Irrungen und Wirrungen hinein, stoßen auf Grenzen, müssen umkehren, die Richtung ändern, geraten in Konflikte.

Wir ahnen jetzt, was es mit dieser Mitte unseres Lebens auf sich hat, daß es ein *Ziel* ist, auf das wir zugehen. Wir ahnen etwas von dem Leben, in dem wir ganz wir selbst und ganz beim andern sind, mit der Welt und dem Schöpfer im Einklang, in dem man ruhen kann, nicht umhergetrieben ist, in dem man nicht immer Neues erwartet und unzufrieden ist mit dem, was ist. Doch der Weg führt uns in Biegungen und Krümmungen immer wieder von der Mitte weg.

Das Labyrinth in der Kathedrale drückt noch etwas anderes aus: Wenn man sich über die Wirrnis von Wegen, Biegungen und Sackgassen erheben kann, wird

man entdecken, daß im vermeintlichen Chaos ein System enthalten ist – die Gesamtanlage läuft auf ein Kreuz zu, die Mitte enthält ein Kreuz, Wege und Ziel stehen im Zeichen des Kreuzes. Das Labyrinth beantwortet die Frage nach der Mitte, nach dem tragfähigen Grund in der Art einer alten Jünger-Antwort: Herr, wohin sollen wir gehen? Du hast Worte des Lebens! In dem Symbol des Kreuzes wird Jesus als Sinn, Mitte und Ziel menschlichen Lebens gedeutet, Jesus, der von sich sagt: Ich bin der Weg, der aus Sackgassen herausführt. Ich bin die Wahrheit, die Erkenntnis Gottes bringt. Ich bin das Leben, das den Tod besiegt.

Vielleicht denkt ihr, liebe Konfirmanden: Soll mein Leben denn einem Labyrinth gleichen? Ihr würdet vielleicht einen geraden Weg vorziehen, auf dem ihr das Ziel dauernd vor Augen habt. Sicher ist es gut, ein Ziel ins Auge zu fassen und sich danach zu richten. Aber Biegungen und Irrwege, Achtsamkeit und Veränderungen fordern neue Besinnung und Orientierung. Darin ist die Chance enthalten, zu verändern, zu gestalten, wirklich zu leben, nicht starr zu werden, sondern beweglich zu bleiben. Nicht durch ebene Strecken werden Kräfte geweckt, sondern durch Herausforderungen.

Bei allen Irrwegen bleibt euch dennoch die Gewißheit, daß die Mitte eures Lebenslabyrinthes *erreichbar* ist. Es *gibt* einen Weg dorthin. Diese Mitte ist fest verankert, und selbst wenn ihr nicht wißt, wo ihr euch befindet, geht von dieser Mitte Hilfe aus. Wie die Peilsendungen eines Leuchtturms könnt ihr Signale empfangen, die eine Orientierung ermöglichen und euch den Weg weisen. Diese Lichtzeichen sind für uns Christen die Lehren Jesu, wie ihr sie aus der Bergpredigt kennt.

Ich wünsche euch, daß ihr einen Empfänger besitzt, der euch Jesu Lehren von der Liebe und vom Reich Gottes empfangen läßt. Ich wünsche euch, daß ihr durch den Empfang seiner Lehren euren Weg zur Lebensmitte finden könnt.

*(aus einer Konfirmationsansprache in der Tempelgemeinde Stuttgart, April 1989)*

## Mütterlichkeit

Ulrich von Hasselbach

### **Gedanken zum Muttertag und zu den Feiertagen im Mai**

*»Ihr mütterlich Herz entbrannte in Liebe über ihrem Kind« (1. Kön. 3,26)*

Haltet fest an der Hoffnung! Stellt sie allem entgegen, das euch ängsten will! Denn die Hoffnung ist eine positive Kraft, wie die Angst eine negative ist. Mögen Anlässe zur Angst gegeben sein – die waren immer da, zu allen Zeiten. Aber es galt auch immer, sich dieser Angst nicht zu überlassen. Und besonders dies gilt für Christen, die sich auf das Evangelium berufen und aus ihm leben wollen. Denn über diesem Evangelium stehen geradezu als ein Motto die Worte: »Fürchtet euch nicht!«

Damit wird sicherlich nicht einem leichtfertigen Optimismus das Wort geredet, der vor bestehenden Gefahren die Augen verschließen will. Worauf es ankommt,

das ist ein besonnener Mut, der sich den Bedrohungen ebenso wie der Angst entgegenstellt, um die Aufgaben zu meistern, die sich daraus ergeben. Es darf in keinem Fall so sein, daß die Angst schwerer wiegt als die Hoffnung.

»Haltet fest an der Hoffnung!« Das gilt für alle, und es gilt auch für alle Mütter. Denn wie sollte eine Mutter ihren Kindern die für ihr Leben so entscheidend wichtigen Impulse vermitteln können, wenn sie ohne Hoffnung wäre. Wie sollte eine werdende Mutter das Kind, das in ihr wächst, mit der Freude erwarten, die sich auf das werdende überträgt und nach der Geburt und den Jahren des Heranwachsens sicher von großer Bedeutung ist. Ohne Hoffnung wären aber sicher auch immer weniger Frauen bereit, sich ein Kind zu wünschen. Der Wille zum Leben und zur Weitergabe des Lebens ist ja eng verknüpft mit der Hoffnung auf eine Zukunft, in der ein sinnvolles und Erfüllung schenkendes Dasein möglich ist.

Solche Gedanken liegen nahe am Muttertag. Als er zu Beginn dieses Jahrhunderts erst in Amerika und dann auch bei uns und in anderen europäischen Ländern eingeführt wurde, da hat man als seinen Zeitpunkt den zweiten Sonntag im Mai gewählt. Diese Festlegung hatte zur Folge, daß er nicht selten von zwei christlichen Feiertagen eingerahmt wird, nämlich von Himmelfahrt und Pfingsten. Dabei ist auffallend, daß der Muttertag die Gemüter im allgemeinen sehr viel stärker anrührt und die Herzen mehr bewegt als die beiden traditionellen Feiertage.

Man hat Einwände erhoben gegen den Muttertag. So ist zum Beispiel gesagt worden, man solle sich doch der Mutter gegenüber das ganze Jahr lang liebevoll verhalten und freundlich und dankbar sein und nicht nur an einem bestimmten Tag. Aber gehen nicht allzu leicht auch die natürlichsten Regungen und Empfindungen im Alltag unter, oder verblassen wenigstens? Bedürfen sie nicht der immer neuen Erinnerung und Bekräftigung durch den einen herausgehobenen Tag? Hat der Tag also nicht sein Recht?

Ein anderer Einwand richtet sich dagegen, daß am Muttertag Gärtnereien und Blumenhandlungen viel verdienen. Aber hat das etwas zu sagen? Wer wollte denn Weihnachts- und Osterbräuche etwa deshalb abschaffen, weil bestimmte Erwerbszweige davon profitieren? Das will doch keiner. Dann ist der erhobene Einwand aber auch gegen den Muttertag kein Argument.

Der Muttertag hat sich durchgesetzt. Er hat einfach in den Herzen der Menschen Widerhall gefunden. Sie haben ihn angenommen. Das wird nicht zuletzt auch deutlich im Vergleich mit dem sogenannten Vatertag, der zu Himmelfahrt begangen wird. Denn im Gegensatz zum Muttertag geht der eben nicht zu Herzen.

Daß er überhaupt entstanden ist, hat wohl etwas mit der schwindenden Bedeutung des eigentlichen Himmelfahrtsfestes im allgemeinen Bewußtsein zu tun. Man konnte vielfach mit Himmelfahrt nichts mehr anfangen. Aber der Feiertag war nun einmal da, und so wurde er eben zum Vatertag. Wie der begangen wird, ist uns bekannt.

Daß der Himmelfahrtstag für viele keinen rechten Sinn mehr hat, das ist wohl darin begründet, daß man sich den entsprechenden Vorgang nicht mehr irgendwie vorstellen kann. Das Weltbild, das die Naturwissenschaft erkannt und bewiesen

hat, steht dem entgegen. Wie sollte der Auferstandene auf einer Wolke nach oben entrückt worden sein, wenn es ein solches Oben mindestens im räumlichen Sinne gar nicht gibt, da ja unsere Erde von allen Seiten ringsum von unermeßlichen Weiten umgeben ist.

Der Himmelfahrtstag wird heute in den Kirchen vielfach als der Tag der höchsten und endgültigen Glorifizierung Jesu aufgefaßt, als Tag seiner Erhebung an die Seite Gottes, in eine letzte Machtfülle, von der es dann heißt: »Mir ist gegeben alle Gewalt im Himmel und auf Erden«. Aber war diese Glorifizierung von der Sache her richtig, und war sie eigentlich in Jesu Sinn? Hat diese Glorifizierung die Heilandsgestalt Jesu nicht in eine Unnahbarkeit entrückt, in der er für viele seine Leitbildfunktion verloren hat? Kann er vom göttlichen Thron her der Wegweiser sein, in dessen Nachfolge ein neues Menschsein sich anbahnt und erfüllt? Hier ist sicher vieles neu zu klären.

Unbestreitbar ist jedenfalls, daß der Himmelfahrtstag heute für viele in Frage steht und daß er deshalb zum Vatertag wurde, der zwar vergnügt und meist recht lautstark begangen, aber dabei doch nicht recht ernstgenommen wird. Geschieht damit nicht den Vätern ein Unrecht? Warum ist das so? Daß in einer Familie auch die Funktion des Vaters von großer Bedeutung ist, wird keiner bestreiten wollen. Auch daß Väter die Mütter in der Pflege ihrer Kinder und in der Fürsorge für sie ablösen und vertreten, ist ja heute nicht ungewöhnlich. Und für manchen heranwachsenden jungen Menschen ist der Vater mehr als die Mutter Maßstab und Mittelpunkt.

Was ist dann das Besondere an der Mutter, das den Muttertag rechtfertigt und uns auch hier darauf Bezug nehmen läßt?

Es ist wohl einmal ihre unmittelbare und innige Verbundenheit mit dem Leben selbst und den schöpferischen Kräften, die in ihm wirksam sind, und es ist weiterhin das, was wir als Mütterlichkeit bezeichnen. Die Mutter ist es ja, in der das Kind sich bildet und entfaltet, und sie ist es, die ihm schließlich den Weg auftut ins Leben hinein. Sie ist es, die Belastungen, Verzichte und ja auch Schmerzen auf sich zu nehmen hat. Und ganz ohne Risiko ist dies alles ja auch heute nicht. Die Mutter ist es, die alle verfügbaren Lebenskräfte in sich mobilisieren muß. Sie ist gleichsam die Gehilfin der Schöpfermacht. Und darum hat man wohl auch früher von einer Frau gesagt, daß sie gesegneten Leibes sei.

Das andere, was die Mutter kennzeichnet und als ein besonderer Reichtum gelten darf, das ist ihre Mütterlichkeit. Die erweist sich im Dasein für die Kinder, in der Bereitschaft zu Verzicht und Opfer um der Kinder willen und in dem unbedingten Willen, sie vor allem Bösen und Bedrohenden zu bewahren. Nun gehört dies alles schon zum Mutterinstinkt der Tiere. Und dieser Mutterinstinkt ist bestimmt nicht anerzogen, wie dies neuerdings auch von der menschlichen Mütterlichkeit behauptet wird. Zweifellos ist der Mensch aus tierhaften Vorstufen erwachsen, und mit vielem tierhaft Natürlichem ist ihm eben auch der Mutterinstinkt zugekommen. Nur hat er später eine Vertiefung erfahren. Er wurde zur Eigenschaft des Herzens. Er wurde verinnerlicht, nicht zuletzt zu jener bergenden Güte, die auch eine große

Geduld einschließt und die Bereitschaft zum Verstehen und Geltenlassen und nicht zuletzt auch zum Vergeben. Von einer solchen Mütterlichkeit haben zahllose Dichtungen gehandelt, und viele Lieder haben sie besungen. Die Mutter war und blieb die unverlierbare Zuflucht auch für die Erwachsenen.

Nun ist aber heute folgendes zu beobachten. Wenn Mütterlichkeit nicht anerzogen ist, so kann sie doch verlorengehen. Es kann sein, daß eine Frau diese Mütterlichkeit gar nicht will, daß sie sich daraus löst. Und das mag wohl damit zusammenhängen, daß der Mensch ja bei seiner Entstehung aus der ebenso zwingenden wie aber auch bergenden Macht der Instinkte entlassen wurde. Nicht von heute auf morgen, sicher nicht, aber eben doch in einem langen Prozeß, der weitergeht. Und damit wurde das Instinktbedingte zu etwas nicht mehr Selbstverständlichem. Und das mußte sich später irgendwann auch in der Denkweise und den Empfindungen mancher Frauen auswirken. Es kann auch bei allem guten Willen und aller unbefangenen Bereitschaft sein, daß das mütterliche Empfinden erst allmählich nach der Geburt des Kindes in einer jungen Frau erwächst. Das Herz einer Mutter muß die Mütterlichkeit in sich selbst entfalten und bewahren. Es geht also um die Haltung und die Kräfte des Herzens.

Um die geht es aber auch zu Pfingsten. Denn der heilige Geist, von dem dort die Rede ist, ist ja das von Gott her zum Menschen Kommende und in ihm Wirkende. Dieser heilige Geist wirkt nicht auf den Verstand ein, sondern auf den inneren Menschen, auf das Herz. Er kann das Herz lebendig halten, er kann es reich machen, er kann auch Mütterlichkeit erwecken und entfalten in einer Frau. Der heilige Geist ist eine Kraft, eine heiligende, heilende, erneuernde Kraft. Durch diese Kraft des Geistes wird im Herzen Mütterlichkeit entfaltet und vertieft.

So hat von den beiden umrahmenden Feiertagen Himmelfahrt recht wenig mit dem Besonderen des Muttertags zu tun, umso mehr aber Pfingsten. Wenn wir nun wieder den Muttertag begehen, so soll das geschehen in Dankbarkeit gegenüber dem Leben und der Schöpfermacht, an deren Wirken die Mutter in ihrer Weise Anteil hat. In Dankbarkeit aber auch für die eigene Mutter und für alles, was sie um unseretwillen auf sich genommen hat und was sie uns in langen Jahren gewesen ist. Und schließlich auch in Dankbarkeit für unsere Frauen als die Mütter unserer Kinder: für ihren Dienst am Leben und für ihre Mütterlichkeit. Wir wollen uns selbst mahnen und wir wollen unsere Frauen und Mütter bitten: Haltet fest an der Hoffnung!

Wir wollen aber auch nicht vergessen, wieviel Mütterliches sich uns im Wesen Gottes erschließt. Seine unabänderliche Zuwendung, wie Jesus sie in seinem Gleichnis vom verlorenen Sohn darstellt, ist im Grunde mehr von mütterlicher als von väterlicher Art. Und wenn wir »Vater unser« sagen, sollten wir uns immer bewußt bleiben, daß dies auch das Mütterliche in Gott einschließt, die bergende Liebe, von der es gilt: »Ich will euch trösten wie einen seine Mutter tröstet«. Wir wollen Gott auch dafür danken am Muttertag.

*(aus einer Predigtansprache am 11. Mai 1986)*

# Vor 100 Jahren

## Beendigung der Spaltung – Bekenntnis zur Einheit

Zwei historische Ereignisse haben die Geschichte der Tempelgesellschaft vor 100 Jahren geprägt: das eine war die Gründung der Gemeinde Olgino in Südrußland (über die wir in unserer Februar-Ausgabe berichtet haben), das andere die *Wiedervereinigung* der 4 Jahre lang gespaltenen Tempelgesellschaft im April 1897.

So erfreulich sich die Aussöhnung der miteinander zerstrittenen Parteien auch ausnehmen mag: mancher Templer von heute mag sich vielleicht fragen, ob es nicht besser wäre, diese bittere Zeit der Spaltung innerhalb unserer Gemeinschaft einfach zu vergessen, anstatt sie in einem Gedenkartikel besonders hervorzuheben. Dieser Ansicht möchte ich jedoch entgegenhalten, daß auch Zeiten der Disharmonie und der Auseinandersetzungen zu unserer Geschichte gehören, mit der wir leben müssen. Und vielleicht ist es *gerade* ein Zeichen ernsthaften Strebens nach einem vorgesteckten Ziel und im Grunde gar nicht zu vermeiden, daß Meinungsverschiedenheiten unter den Beteiligten auftreten über den besten Weg, der zu dem Ziel führt. Das ist ja oft – auch bei anderen Gemeinschaften – das Dilemma, daß eine geistige Zielvorstellung zwar viele Anhänger hinter sich zu scharen vermag, daß aber Uneinigkeit und Streit einkehren, sobald es an die praktische Verwirklichung der Idee geht.

Was mir persönlich im vorliegenden Fall eine Erwähnung in der »Warte« wert ist, ist die Einsicht der damaligen Templer, daß eine Spaltung nicht die Lösung ihrer Meinungsverschiedenheiten sein könne. Die Erkenntnis, daß auch unterschiedliche Standpunkte die Einheit und Stärke des ganzen Unternehmens nicht gefährden dürfe, hat die Zentralleitung in Jerusalem und die ihr untreu gewordene »Freie Tempelgemeinde« 1897 wieder zusammengeführt. Der praktischen Vernunft damaliger leitender Persönlichkeiten ist letztlich zu verdanken, daß unsere Gemeinschaft nicht unterging und heute noch in TGD und TSA fortbesteht. – Um welche Meinungsverschiedenheiten hat es sich aber nun im einzelnen gehandelt?

Im Laufe ihrer Geschichte wurden von der Tempelgesellschaft verschiedene Kassen gegründet und auch wieder aufgelöst: die Jerusalemskasse 1854, mit welcher die Kundschafterreise finanziert werden sollte; die Gutskaufkasse für den Kirschenhardthof 1856; die Missionskasse 1861 zur Werbung und Förderung der Gesellschaftsziele; die Kolonisationskasse 1868, durch die Landkäufe und Landkredite in Palästina möglich wurden; und eine Leihbank 1873 für die Handwerker und Kaufleute (siehe auch "Die finanziellen Einrichtungen in der Tempelgesellschaft" im "Templer-Handbuch").

Alle diese Kassen wurden durch freiwillige Beiträge und Spenden oder Anleihen gespeist. Sie hatten dadurch zwei große Nachteile: die Freiwilligkeit der Einlagen machte einen Voranschlag und eine Kalkulation für die Zukunft unmöglich; und die Kassen hatten keine handelsrechtlichen Befugnisse, sie konnten weder klagen,

noch Ländereien auf ihren Namen im Grundbuch eintragen lassen. Zur Vermeidung dieser Nachteile wurde 1887 von Chr. Hoffmann II und H.G. Aberle die »Zentralkasse des Tempels« als offene Handelsgesellschaft gegründet.

Außerdem wurde erkannt, daß außer Geldmitteln zur Deckung der laufenden Ausgaben auch die Schaffung eines Kapitalfonds für die Kolonisation ein dringendes Bedürfnis war (Gründung neuer Kolonien, erweiterter Investitionsbedarf der Siedler). Diese Erkenntnis legte der Zentraleitung in Jerusalem den Gedanken nahe, den aktiven Mitgliedern neben den bisher üblichen freiwilligen Beiträgen eine jährliche feste Abgabe vorzuschlagen, die für Zwecke der Kolonisation verzinslich angelegt und von der nur die Zinserträge für laufende Ausgaben der Gesellschaft verwendet werden sollten.

Das war der Beginn der heftig umstrittenen Einführung der sogenannten »Tempelsteuer«. Das, was uns heute als klare Selbstverständlichkeit vorkommt, daß eine Religionsgemeinschaft durch feste Beiträge über eine bestimmte Geldmenge verfügen muß, um ihren satzungsmäßigen Aufgaben nachkommen zu können, wurde damals nicht von allen Mitgliedern verstanden. Viele erklärten die beschlossenen Maßnahmen für einen Mangel an Gottvertrauen, der Tempel brauche weder Vermögen noch Steuern; sie betrachteten sie als ein Mißtrauen in die Opferwilligkeit der Mitglieder, die doch bisher auch alle Lasten getragen hätten; sie betonten die Gefahr des Reichwerdens, in die der Tempel geraten könne; und sie stellten die dem Tempel geziemende priesterliche Verwaltung der kaufmännischen Geschäftsführung gegenüber.

Besonders im Gebiet Deutschland konnte man sich mit der Neuregelung nicht anfreunden. Für sie kam ja Kolonisation kaum in Betracht, dagegen Pflege der bestehenden Gemeinden und Werbung neuer Mitglieder: also Mission.

Vertreten wurde die Forderung nach Mission vor allem durch den Gebietsleiter für Deutschland und »Warte«-Redakteur Dr. Franz Paulus, Sohn des dritten Tempelvorstehers Christoph Paulus. Dr. Paulus veröffentlichte in der »Warte« 43/1892 die Gründe, die nach seiner Überzeugung der Mission den Vorzug vor der Kolonisation geben. Er war keineswegs *gegen* die Kolonisation, nur meinte er: die Lösung des Tempels heiße: »Trachtet am ersten nach dem Reich Gottes«, und dieses »Erste« sei die Mission und nicht die Kolonisation. Er warnte davor, den »Weg des Glaubens« zu verlassen.

Durch die in schriftlicher Form in der »Warte« geführte Kontroverse ergab sich eine erhebliche Spannung im Verhältnis zwischen Tempelvorsteher Christoph Hoffmann II (dem Sohn des Tempelgründers) und seinem Gebietsleiter in Deutschland, die in der Ablösung von Dr. Franz Paulus als Gebietsleiter und »Warte«-Schriftleiter Ende 1892 ihren Höhepunkt erreichte. Der Tempelvorsteher hatte von seinem Recht Gebrauch gemacht, Gehorsamsverweigerung zu ahnden.

Verschärft wurde die Autoritätskrise des Tempelvorstehers dadurch, daß sich der Vorsteher der Gemeinde Sarona, Johannes Dreher, über die freisinnige und »ehrfurchtslose« Auslegung der Bibel, wie sie in der »Warte« geschehen war, in unzufriedener Art ausließ. Er legte dem Tempelvorsteher nahe, dies doch zu un-



terbinden. Auch gegen die Gründung der »Zentralkasse« wurden von seiner Seite Einwände vorgebracht.

In Jerusalem hegte man den Verdacht, daß die Saroner nicht mehr hinter Christoph Hoffmann stünden. In einem ungeschickt durchdachten Vermittlungsversuch wurde allen Gemeindegliedern eine Erklärung zur Unterschrift vorgelegt, mit der sie sich *für* den Tempelvorsteher aussprechen sollten. Die Wirkung war verhängnisvoll: 30 von ihnen unterschrieben, 67 weigerten sich.

Der Vermittler forderte nun auch die Kolonisten in Jaffa und die in Haifa zur Unterschrift auf, mit dem Resultat: in Jaffa unterschrieben 70 von 89, in Haifa 11(!) von 134. Ein Antrag Haifas unter ihrem Gemeindeleiter Friedrich Lange, die Streitigkeiten doch durch den dafür zuständigen Tempelrat schlichten zu lassen, wurde vom Tempelvorsteher als ungehörig zurückgewiesen. Damit war der Bruch besiegelt, die Tempelgesellschaft hatte sich ungewollt in zwei Gruppen gespalten.

Die Verweigerer in Haifa schlossen sich am 20. September 1893 zusammen zu »gemeinsamer Arbeit an dem Werk, zu dem wir in dieses Land gekommen sind und von dem wir uns nicht trennen lassen können und wollen. Da wir an den Zielen des Tempels auch künftig treu festhalten wollen, doch von der Zentralleitung losgetrennt wurden, nehmen wir einstweilen den Namen 'Freie Tempelgemeinde' an.«

Es ist gar kein Zweifel, daß dieses Zerwürfnis innerhalb der Gesellschaft großen Schaden verursacht und viel Verbitterung hervorgerufen hat. Dennoch hatte die mit Konsequenz durchgekämpfte Auseinandersetzung auch ihr Gutes. Die »freien« Templer merkten alsbald, daß sie unter sich keineswegs in allen Dingen gleicher Meinung waren, während sie mit der Zentralleitung in vielem einig waren, als sie zuerst gedacht hatten; sie spürten außerdem, welche finanzielle Last die Trennung mit sich gebracht hatte. Die Zentralleitung ihrerseits erkannte, daß künftig eine stärkere Beteiligung der Gemeinden und Mitglieder an der Willensbildung der Gesellschaft stattfinden müsse, zumal man sich im Ziel einig geblieben war und sich ein Erfolg der so hart kritisierten Maßnahmen abzuzeichnen begann.

1897 konnte beim Tempelfest zur allgemeinen Freude festgestellt werden, daß sich die freien Gemeinden wieder der Verfassung und der Zentralleitung der Gesellschaft unterstellen wollten. Ähnliches wurde 1899 für das Gebiet Deutschland ausgesprochen. Damit hatte der Tempelvorsteher, der bei aller Verständnisbereitschaft an dem, was er einmal prinzipiell für richtig erkannte, eisern festhielt, ohne sich einschüchtern zu lassen, die schwerste Krise der Gesellschaft überwunden.

Ein Chronist (Dietrich Lange) zieht aus dem ganzen Vorgang folgendes Resümee: »Soweit wir heute jene Probleme werten können, müssen wir feststellen, daß von den Ursachen der Spaltung bei der Wiedervereinigung nur eine einzige zufriedenstellend gelöst worden ist, nämlich das der Zentralkasse. Ihre Berechtigung und die von ihr durchgeführte Kapitalisierung der Tempelsteuer wurden fortan von allen Mitgliedern willig anerkannt.

Über das Problem aber, das erste Ursache der Spaltung war, der Vorrang der Mission, der Werbung *vor* der Kolonisation, wurde bei der Wiedervereinigung nicht

mehr diskutiert. Und das ist schade. Es hätte 'in der zweiten Arbeitswoche' (Chr. Paulus) der Tempelgesellschaft neue religiöse Impulse wecken und so tatsächlich eine neue Epoche einleiten können. Weil dies ausblieb, lief das geistige und wirtschaftliche Leben der Gesellschaft nach der Wiedervereinigung mit den gleichen Impulsen und zu den gleichen Zielen weiter wie vor der Trennung: nicht die Mission stand an erster Stelle, sondern die Kolonisation – nicht eine Weiterentwicklung und Vertiefung des Religiösen, sondern eine Fortführung und Erweiterung des Wirtschaftlichen. Und doch hatten beide Gruppen während der Trennungszeit stark empfunden, daß ihr bisheriges Gesellschaftsleben manche Unzulänglichkeiten und Mängel aufwies. «

Das in der ganzen Schilderung so oft erwähnte Spannungsgefälle zwischen »Mission« und »Kolonisation« scheint mir – wie am Anfang schon erwähnt – die äußere Kennzeichnung für das grundsätzliche Problem zu sein, daß ein »Leben mit Gott« nicht ohne materielle Hilfsmittel zu bewerkstelligen ist. Deshalb hat in einer religiösen Gemeinschaft nicht nur der *Theologe* seine Bedeutung, sondern auch der *Rechnungsführer*. Allerdings muß Religiöses und Wirtschaftliches immer in einem ausgewogenen Verhältnis zueinander stehen. Daß unsere Gemeinschaft auf ein so langes Bestehen zurückblicken kann, ist sicherlich dem Umstand zuzuschreiben, daß das religiöse Leben immer wieder durch praktisch-wirtschaftliche Ordnungen untermauert worden ist. Die Auseinandersetzungen zwischen 1893 und 1897 sollten deshalb Anlaß für uns sein, uns in der Arbeit für die Gesellschaft von dieser Erkenntnis weiterhin leiten zu lassen.

Peter Lange

## **Olgino – ein deutsches Dorf in der südrussischen Steppe**

Auf unseren Gedenkbeitrag zur Gründung der Templersiedlung Olgino in der »Suchaja Padina« vor 100 Jahren (»Warte« Febr. 1997) habe ich als Schriftleiter mehrere Zuschriften erhalten. Drei »Warte«-Leser meldeten sich, die noch in Olgino geboren wurden und die mir ergänzende Schilderungen über das damalige Leben im Heimatdorf geben konnten. Unsere Archiv-Sammlung persönlicher Berichte aus den ehemaligen deutschen Siedlungen in Südrußland ist schon erheblich angewachsen. Ich habe im Februar-Heft hauptsächlich über die *Gründung der Gemeinde Olgino* geschrieben; heute will ich noch einiges zum *wirtschaftlichen, schulischen und kulturellen Leben* dort nachtragen. Die folgenden Aufzeichnungen verdanke ich unserem »Warte«-Leser Wieland Rempel aus Düren:

»Mein Geburtsort, das deutsche Dorf Olgino, lag weit in einer fast endlosen Steppe des Nordkaukasus. Es erscheint sonderbar, daß dieses Land von unseren Vätern und Großvätern zur Ansiedlung ausgewählt wurde. Es war in der Gegend weit und breit kein Fließchen, kein See, kein Teich, keine Quelle, kein Baum und kein Strauch, kein Hügel und kein Tal zu finden. Nur an ganz klaren Tagen bot sich den Blicken im Süden ein wunderschönes Panorama dar: die ganze, mit ewigem Schnee bedeckte Gebirgskette des Großen Kaukasus mit dem majestätischen Elbrus war 'wie auf der Handfläche' zu sehen.

Die Sommermonate waren gewöhnlich sehr trocken. Die Brunnen mußten sehr tief gegraben werden. Die Bedingungen für die Ansiedlung waren, daß auf jeder Wirtschaft 2 Desjatin Weingarten, 2 Desjatin Wald, 1 Desjatin Obstgarten und 0,5 Desjatin Gemüsegarten gepflanzt werden mußten (1 Desjatin = etwa 1,1 Hektar). Eine Wirtschaft hatte 62 Desjatin Land. Der Wald befand sich an einem Ende des Dorfes. Jeder Wirt hatte dort seinen Anteil Wald, so daß es einen ziemlich großen Wald gab, in dem auch manche Feste gefeiert wurden.

Das Dorf hatte eine lange, beidseitig bebaute Straße. Auf beiden Seiten der Straße standen zwei Reihen Bäume, meistens Eschen. Vor jedem Haus war ein schöner Blumengarten angelegt. An beiden Enden des Dorfes waren die sogenannten Anwohnerstraßen, wo die Handwerker wohnten. Aus der Vogelschau sah es aus wie eine gigantische römische Eins.

Weil das Land Neuland war, auf dem bis dahin nur Federgras wuchs, war es in den ersten Jahren sehr fruchtbar; das Wintergetreide gedieh ohne Schwarzbrache. Das Land war auch für den Weinbau äußerst geeignet. Weil viel Kronland in unmittelbarer Nähe lag, das man für einen geringen Preis pachten konnte, wurde auch Weidewirtschaft getrieben. Durch günstige Verhältnisse, Erfahrung und Fleiß wurden schon bald viele Bauern recht wohlhabend.

Unter unseren Vorfahren waren viele gebildete Leute, die nicht nur nach Wohlstand strebten, sondern auch für die heranwachsende Generation und für die geistlichen Bedürfnisse der Dorfbewohner Sorge trugen. Zu allererst wurde eine Schule gebaut, denn die schulpflichtigen Kinder mußten noch in Räumen, die einige Bauern zur Verfügung stellten, unterrichtet werden. Nach meinen Kenntnissen war schon bis zum Ersten Weltkrieg alles in bester Ordnung.

Am Anfang war die Schule nur eine 5-klassige Schule, aber später bekam Olgi-no die Genehmigung zu einer 7-klassigen. Mit etwas Schlauheit wurde daraus eine 8-jährige Schule gemacht. Die tüchtigsten Lehrer waren Theophil Lange und Emil Gengenbach, die in Deutschland studiert hatten.

Bis etwa 1924 war die Anrede 'Herr Lehrer', dann wurde das Wort 'Herr' verboten. Anstatt 'Herr' fingen wir an, 'Onkel' zu sagen, worauf manche Lehrer sagten: 'Ich bin nicht dein Onkel'. Schließlich erlaubte man uns, nach der schönen russischen Sitte, sie mit Name und Vatersname anzusprechen.

Zu dieser Zeit wurde auch Biblische Geschichte aus dem Unterricht gestrichen. Und die öffentlichen Gottesdienste, die im Schulhaus stattfanden, wurden verboten. Ich glaube, daß durch diese vielen Neuerungen auch die Lehrer in Verwirrung gerieten. Trotz allem hatte aber die Olginoer Schule einen guten Ruf. An der Olginoer Schule lernten auch viele Schüler aus den deutschen Dörfern der Umgebung. Um das Jahr 1926 kam eine Gruppe Olginoer Schüler an das Deutsche Pädagogische Technikum in Leningrad. Sie bestanden die Prüfung alle glänzend.

Mitten im Dorf, gegenüber der Schule, lag der Konsumverein 'FRAM', benannt nach dem Schiff des Polarforschers Fridjof Nansen. Es war ein großes Ziegelhaus, gedeckt mit Zinkblech. Die Türen und Fenster waren alle mit Wellblechläden verschließbar. Im Haus befand sich das Büro, der Laden und ein paar Lagerräume.

Hier konnten die Dorfbewohner alles kaufen, was im Dorf benötigt wurde: Schnittware, Kleidung, Fußzeug, Zucker, Reis, Grieß, Pferdegeschirr, Holzteer, Wagenschmiere, Petroleum, sogar Bretter usw. Selbstverständlich gab es in dem Laden kein Mehl, kein Fleisch, kein Obst oder Gemüse zu kaufen. Das hatten ja die Leute alle selbst zuhause.

Hinter dem Laden stand der Getreidespeicher. Hier lieferten die Bauern ihren Weizen, den sie zuhause nicht unterbringen konnten, direkt von der Dreschmaschine ab. Der Weizen wurde ihnen gutgeschrieben, und nach dem Verkauf bekam jeder seinen Anteil ausbezahlt.

Die meisten Olginoer Bürger hatten mehr oder weniger Schulbildung genossen und beherrschten die deutsche Sprache gut. Der Gemeindeälteste, Herr Dietrich Dyck, hatte einige Hochschulen absolviert, er war ein hochgebildeter Mann mit musterhaftem Wandel in der Gemeinde und in der Familie. Er war von allen Bürgern hoch geehrt und hatte eine große Autorität.

Der Lehrer Theophil Lange, der in Deutschland eine Hochschule beendet hatte und der wahrscheinlich der älteste und beste Lehrer war, betätigte sich auch als Chordirigent. Der Chorgesang wurde in Olgino viel gepflegt und es hat auch an Dirigenten nie gemangelt. Es gab auch ein Hornorchester. Es spielte an Sportfesten, am 1. Mai, auf Hochzeiten und auch am Heiligen Abend wurde auf der Straße 'Stille Nacht' gespielt.

Manchmal bot ein Streich- oder ein gemischtes Orchester etwas zum Besten. Im Dorf wohnte auch eine Witwe, Frau Nög, die Klavierstunden gab. Viele Kinder und Jugendliche nahmen bei ihr Unterricht. Es gab auch einen Mann, der Violinunterricht gab und sogar Geigen baute. Die erste Geige, die er gemacht hatte, schenkte er seiner Wirtin, bei der er wohnte. Mehrere Jungen lernten bei ihm Violine spielen. (Anm. d. Schriftl.: Es handelt sich hier um den Vater unseres Mitglieds Gertrud Friesen, Heinrich Friesen.)

Die Schauspielkunst war in Olgino sehr beliebt. Von Zeit zu Zeit wurden Theaterstücke vorbereitet und eingeübt. So hatten die Olginoer Laienkünstler sich einmal vorgenommen, Schillers 'Kabale und Liebe' aufzuführen. Sie mußten ein paar Mal 'ansetzen', zumal die Dekorationen und Kostüme erst finanziert und angefertigt werden mußten. Einige Familienväter spendeten Geld dafür. Um das Jahr 1926 war es dann soweit. Eine Frau, die kurz vorher aus Deutschland gekommen war und das Drama im Berliner Theater gesehen hatte, wollte sich die Aufführung nicht ansehen, um sich nicht den guten Eindruck zu verderben. Doch eine Jugendgruppe kam zu ihr nachhause und überredete sie. Die Frau sagte nachher, daß es ihr besser gefallen habe als in Berlin.

Die Schüler, darunter auch ich, waren nur zur Generalprobe zugelassen worden. Mir steckte während der Aufführung immer ein 'Knoten' im Hals. Mein älterer Bruder erzählte mir später: Als die richtige Aufführung zu Ende war, vermißten die Schauspieler den Applaus. Als sie dann, durch den Vorhang, in den Zuschauerraum guckten, war der Raum leer. Die Zuschauer waren alle so tief gerührt, daß sie ganz leise den Raum verlassen hatten. «

*Peter Lange*

# Aus unserer Bücherei

## **Wilhelm Fugmanns »Chronik einer wunderbaren Reise«**

Wilhelm Fugmann, 1909 in einem fränkischen Dorf geboren und von Jugend auf der Mission, besonders der in Neu-Guinea, verbunden, hat ein bewegendes Buch über sein reich erfülltes Leben geschrieben. Neuendettelsau, das Zentrum evangelischer Diakonie und Mission, lag in der Nähe seines Heimatortes, und so war es kein Wunder, daß auch er sich in den Dienst der Mission stellte, zwar nicht als Theologe, sondern als Leiter der kaufmännischen Abteilung in Neu-Guinea. Seine erste Frau war als Tochter eines Missionars in Neu-Guinea geboren worden.

Der Zweite Weltkrieg verschlug die Familie zusammen mit vielen anderen deutschen Missionaren in die Internierung nach Australien. Im Familienlager Tatura traf sie auf die Templer, denen einige Kapitel dieses Buches gelten. Es gibt wohl niemanden aus dem ehemaligen Familienlager, der den Namen Wilhelm Fugmann nicht kennt, denn er unternahm die große und für das Lagerleben nicht hoch genug zu schätzende Aufgabe der Regie des »Deutschen Theaters Tatura«. Seiner Bekanntschaft mit den Templern verdanken wir es, daß er sein Buch sowohl der TGD als auch der TSA schenkte.

In der Nachkriegszeit versuchte er mit der Gründung der NAMASU (Native Marketing and Supply Service), den Eingeborenen von Neu-Guinea zu helfen und gewissen Wirkungen des Kolonialismus gegenzusteuern. Sein Lebensweg führte ihn in alle fünf Kontinente und ist voll anrührender Ereignisse. Heute lebt Wilhelm Fugmann mit seiner zweiten Frau im fränkischen Hersbruck. Wir danken ihm für sein Buchgeschenk.

*Liselotte Thaler, Erlangen*